



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s B r ü s s e l.

#### I.

Die Presse über die italienischen Unruhen. — Der Großherzog von Toscana. — Ein Seitenblick. — Die Concourse. — Ein katholisches Auskunftscomptoir. — Frommes Estaminet. — Deutschlands Repräsentation. — Société de Commerce.

Die paar Scenen aus der politischen Tragödie Italiens, die neuerdings wieder in Rimini aufgeführt wurden, haben in Frankreich, England und Belgien den peinlichsten Eindruck gemacht. Man bemerkt, daß diese verzweifelten Auftritte seit der Zeit des Veroneser Congresses in immer kürzeren Pausen auf einander folgen und immer allgemeinere, wenn auch noch ohnmächtige Theilnahme beim Volk Italiens finden. Daß die römischen Patrioten nichts als Banditen, Mordbrenner und Beutelschneider seien, dieses Liedchen wird wohl auch die deutsche Zeitungspressse sich endlich zu singen schämen; es ist genug, wenn man die ungeseglichen Mittel anklagt, mit denen dort um Reformen gekämpft wird. Die französische und englische Presse ist, wie sich denken läßt, darin noch billiger und aufrichtiger, als es die deutsche sein kann oder will; sie klagt nicht an, sie beklagt bloß die kindische Unvorsichtigkeit, mit der die heutigen Landesleute Machiavell's ihre Verschwörungen auf offenem Markt anzetteln, und den verzweifelten Leichtsin, mit dem sie wehrlos den Kanonen der Uebermacht in den Nachen laufen. Wir, heißt es allgemein, wir haben gut reden von geseglichen Wegen und besonnenem Fortschritt; die armen Italiener haben nicht einen Fußbreit jener geseglichen Wege, die auch wir erst durch eine Revolution errangen; sie haben kein Petitions- und Versammlungsrecht, weder mündlich noch durch die Presse können sie ihre Beschwerden vorbringen. Und habt ihr das Manifest der Patrioten im Journal des Debats gelesen? Athmen ihre Forderungen nicht die rührendste Bescheidenheit? Sie verlangen nicht einmal so viel wie die Deutschen; sie wollen sogar die Censur ertragen, wenn sie sich auf die Abwehr von Angriffen gegen Religion,

Staat und Privatpersonen beschränkt; sie verlangen keine Constitution, sondern nur eine Reform der heillosen Wirthschaft im römischen Gerichts- und Erziehungswesen und zu diesem Zweck die Zulassung von Laien zu öffentlichen Stellen; mit einem Wort, sie fordern nur ein bischen vernünftige Administration, wie sie jeder ordentliche Staatshaushalt um seines eigenen Vortheils willen gewährt, wie sie Oesterreich wiederholt empfohlen, und Pius VII. feierlich versprochen hat.

— Die Presse in Frankreich und England läßt daher deutlich durchblicken, daß sie den italienischen Patrioten nur etwas mehr Geschick wünscht und daß sie dem Papa der Christenheit eine kleine Lection von Herzen gönnen möchte. Vor Allem hofft man eine diplomatische oder vielmehr moralische Intervention der französischen und englischen Regierung; vielleicht, sagt man, würden dann die wohlmeinenden Rathschläge, welche Oesterreich dem Papste gegeben hat, ernsthafter wirken. Die *Democratie pacifique* schlägt sogar einen permanenten Congress (nicht à la Congrès de Verona) vor, um den Italienern auf den Weg des gesetzlichen Fortschritts, den man ihnen mit wohlfeilem Rath empfiehlt, durch wirkliche That zu helfen.

— Sie wissen, wie das edle Benehmen des Großherzogs von Toscana, der die flüchtigen Romagnolen nach Frankreich schickte, statt sie auszuliefern, von den Florentinern aufgenommen ward. Als er in seine Loge im Theater Pergala trat, ward er vom Publikum unter Thränen der Rührung, unter dem Jubel der Frauen und Kinder, mit Rosen bekränzt und mit Blumen überschüttet. Hier konnte man wirklich von ungeheuchelten Thränen und wahrhaftem Jubel eines Volks über seinen Fürsten sprechen. Und diese köstliche Scene, für die ein historischer Maler sein letztes Hemd weggeben dürfte, beweist sie nicht ebenfalls, daß die Sache der italienischen Patrioten kein bloßes Geschrei einzelner Abenteurer ist? — Aber der Liberalismus, den die Großherzöge Toscanas von jeher bewiesen, hat noch eine andere lehrreiche Seite. Auch Italien ist zerstückelt, und wenn es keinen sichtbaren italienischen Bundestag giebt, so giebt es eine sehr sichtbare und große italienische Bundesmacht. Jedemfalls fehlt es in Toscana nicht an Gelegenheit zu tausenderlei kleinen Rücksichten, und die Großherzöge könnten bei Veranlassungen, wie die letzte war, ihre Popularität recht wohlfeil retten und mit freundlichem Achselzucken sagen: „Ihr wißt, wir sind liberal; wir möchten gern, aber wir können nicht; wir sind ein kleiner Staat, eingeklemmt zwischen despotischen Ländern, mit denen wir in gutem Einvernehmen bleiben müssen, also &c.“ Es giebt wirklich kleine liberale Staaten, die so reden und innerlich froh sind, wenn sie von Andern gezwungen werden, gegen ihren angeblichen Liberalismus zu handeln. Toscana dagegen meint es ernst und weil es sich nicht gern zwingen läßt, wird

es auch nicht gezwungen. \*) Allerdings gehört es, obwohl ohne Constitution, zu den gebildetsten und freiesten Ländern Italiens, so daß man es mit Sachsen zu vergleichen pflegte. Neuere Touristen vergleichen es, treffender, mit Württemberg.

Hier natürlich ist die kirchliche Partei entschieden für Rom. — Uebrigens giebt es Erscheinungen, die, man möchte sagen, eine Abnahme des clericalischen Einflusses verrathen. Z. B. Man erinnert sich noch der Zeit, wo die ultramontane Presse die Erziehungsanstalten des Staats anzuschwärzen, den Eltern, die ihre Söhne hinschickten, Klauen in den Kopf zu setzen und die Sittlichkeit der Zöglinge auf die unsinnigste Weise zu verleumben suchte. Nächtliche Skandale und grobe Excesse wurden regelmäßig den Studenten der Université libre oder gar den Zöglingen des Athenäums aufgebürdet. Jeden Augenblick mußte der Studienpräsekt mit Erklärungen auftreten, um zu beweisen, daß 10 - 12jährige Knaben aus anständigen Familien schwerlich die Leute sein könnten, die um Mitternacht sich mit Betrunknen herumschlagen; oder, daß die Studenten der Université libre gewisse Lokale niemals besuchen. Dergleichen Angriffe haben aufgehört, oder geschehen nicht mehr auf dem Wege der Presse, sondern im Beichtstuhl und auf den Kanzeln der Dorfkirchen. Viel haben dazu die Concurse beigetragen, die jährlich veranstaltet werden. Jedes freie Gymnasium oder Athenäum, wie es hier heißt, stellt seine Bewerber; die Preise werden durch eine Prüfungsjury (jury d'examen) welcher die Namen der Concurrenten unbekannt bleiben, den besten Ausarbeitungen zuerkannt. Aehnliche Concurse finden zwischen den Universitäten von Brüssel, Gent und Lüttich statt. Aber nie haben die katholischen Erziehungsanstalten oder die Universität von Löwen, sich bei diesem geistigen Wettkampf zu betheiligen den Muth gehabt!... Noch vor drei Jahren bestand vor dem Laekener Thore ein großes Auskunftscomptoir, wo Dienstboten ihre Stellen und Familien sich ihre Dienstboten suchten. Da wurde denn gar streng nach dem kirchlichen Prinzip verfahren. Familien, die nicht streng katholisch waren, wurden nicht nur nicht bedient, sondern förmlich in die Acht gethan; die Köche und Köchinnen, die Kutscher und die Ammen, die Mägde und Knechte, alle wurden unter sorgfamer Controle gehalten. Wehe Dem, der bei Kekern oder Lauen jemals gedient hätte, der nicht fleißig zur Beichte ging oder sich zu rapportiren weigerte, was im Hause seiner Herrschaft vorging! Er bekam nie wieder eine Stelle, nie eine Unterstützung. Nun, diese wohlthätige und tolerante Anstalt ist im Herrn entschlafen. Eben so andere fromme Etablissements, z. B. gewisse Estaminets, wo den auserwählten Gläubigen

\*) In vielen Kreisen ist hier die Meinung verbreitet, der Großherzog von Toscana habe nicht ohne die Zustimmung Oesterreichs gehandelt.

das Bier und Brod des Lebens um einige Centimen billiger gereicht wurde, wofür sie fanatische Predigten im geschlossenen Seitenzimmer anhören und feierliche Gelübde leisten mußten. Die Sache rentirt sich nicht mehr.

Zur Zeit ist Brüssel noch sehr dürftig mit deutscher Journalistik versorgt. Die Cölnische Zeitung scheint hier ein Monopol zu besitzen, sie allein vertritt in Kaffee's und Hotels die Ehre Deutschlands, aber so pragmatisch das Blatt über deutsche Zustände berichtet, so sehnt sich der mehr als gewöhnliche Leser doch nach anderer Speise. Im Café Suisse, wo viele deutsch-katholische Fabrikanten und reisende Commis einzukehren pflegen, paradirt auch die knochendürre Elberfelder (Kirchen-) Zeitung. Das unentbehrliche Organ des Cabinets von Augsburg dagegen findet man nur in der Sociéte de Commerce. Dieser Lesez-, Spiel-, Trink- und Rauchclub gehört zu den schönsten Anstalten dieser Art. Großartig, wie die Hall of Commerce in London, fast eben so reich an Broschüren und Journalen wie das Leipziger Museum, ist er zugleich mit dem luxuriösesten Comfort ausgestattet. Die Vorhalle, wo geraucht, getrunken, gespeist und gespielt wird, hat einen Plafond, wie eine Kirche, zahllose gepolsterte Lehnstühle, schwebelartige Sophas und zwei Balkone, welche auf die belebtesten Plätze der Stadt gehen. Es thut einem deutschen Literaten weh zu denken, welche riesenhafte Zweckessen hier gegeben werden könnten! Aber auch in der Sociéte de Commerce findet Deutschland nur eine bescheidene Vertretung. Außer der Allgemeinen Augsburger Zeitung, den Monatsblättern, dem Ausland und der Cölnischen Zeitung liegt nur noch die Oberpostamtszeitung auf. Halt! eine Zeitschrift hätte ich bald vergessen: die — Europa. Ich muß aber zu ihrer Ehre bemerken, daß sie hier jungfräulicher ist als die politische Europa, die, seit dem tollen Streiche Jupiters, sich so oft von ungöttlichen Dämonen hat ent- und verführen lassen. Lewald's Europa zeigt ihr schönes Velinpapier am Ende des Monats eben so rein und unbesfleckt, wie am Anfang desselben. Die Grenzboten werden mehr in Antwerpen als Brüssel gelesen, wo sie nur in zwei bis drei Privat-Lesezirkeln zu finden sind. Morgenblatt, Cottasche Vierteljahrschrift u. sind gar nicht zu haben.

Seltfam, daß die hiesigen Zeitungen so dürftige Notizen über Deutschland bringen. Während die Pariser Blätter und Romane, der Siécle, die Debats, der Constitutionel, die Revue des deux Monats, regelmäßig und in selbstständigen Abhandlungen die langsame Umwälzung deutscher Zustände beleuchten, begnügt sich die belgische Presse mit einigen Brosamen, die vom Tische der censurten deutschen Zeitungen ihr gerade unter die Nase fallen und die sie zuweilen falsch übersezt. Zum Theil mag es Deconomie sein, zum Theil der rein municipale Charakter, der den politischen Horizont der hiesigen Wort-

führer überhaupt begrenzt. Man beeilt sich nicht einmal, die französischen Artikel über Deutschland nachzudrucken, was doch keinen Heller Honorar kosten würde.

## 2.

## D e B r o e d e r h a n d .

Haben Sie vielleicht die „Geschichte einer Jungfrau, die noch lebt“ von Heinrich Conscience gelesen\*)? jener Antwerpener Krämerstochter, die erst französisch und lasterhaft wird, um dann wieder vlämisch und tugendhaft zu werden? Erinnern Sie sich auch jenes vlämischen Mädchens in derselben Geschichte, die aus dem französischen Pensionat als ein wahres Scheusal hervorgeht und ihre Aeltern prügelt? Dann des einsältigen Schuhmachers, der den stillen Schusterladen seiner Väter in ein stolzes Atelier verwandelt und ein Lump wird? Nicht wahr, der gefeierte und wirklich liebenswürdige Conscience hat sich sehr leicht gemacht in dieser platten Tendenznovelle, welche eigentlich für Schulkinder geschrieben scheint. Trotz dem ist sie sehr populär unter den lesenden Flämändern, denn sie drückt ganz ihren Groll und Haß gegen die um sich greifende Fransquellonerie aus. Von ganzem Herzen ist dem vlämischen Element in Belgien der Sieg über die äußerliche Französisirung zu wünschen; nur ist dann auch zu wünschen, daß das vlämische Stilleben großartigere Früchte trage, als diese „Geschichte einer Jungfrau, die noch lebt“ und die, nach Allem, was der Dichter erzählt, eine alte Jungfer sein muß.

Man hat in Deutschland keinen Begriff von Dem, was hier für den Germanismus geschieht. Während sind die Anstrengungen und Aufopferungen, mit denen die Patrioten für eine Sache kämpfen, die von Außen keine Unterstützung findet und von Innen den erblich germanischen Uebeln: kleinlicher Zwietracht und stumpfer Theilnahmslosigkeit begegnet. Die neue vlämische Zeitschrift: „De Broe, derhand“ ist von vier angesehenen patriotischen Gelehrten begründet, die sich contractlich gegen einander verbunden haben, drei Jahre lang die Druckkosten zu tragen und nach Kräften Manuscript zu liefernd. Bis jetzt hat die Bruderhand etwa ein Duzend Abonnenten. Wir, man ihr in Deutschland eine Hand reichen? Ich fürchte, daß sie trotz ihres rein literarischen Inhalts, dort einmal verboten wird, da sie (natürlich uncensurte) hochdeutsche Aufsätze und Gedichte mittheilt, mit Anmerkungen freilich, worin die wenigen Worte, die zu sehr vom Vlämischen abweichen, um hier verstanden zu werden übersetzt sind. „De Broederhand“ arbeitet geradezu auf ihr Ziel los; sie will nämlich zeigen, wie klein und schwach die Scheidewand zwischen Vlämisch und Deutsch ist, sie hat sogar zu diesem Zweck ihre Ortho-

\*) In dessen „Flämischen Stilleben,“ übersetzt von Diepenbrock.

graphie vereinfacht und der hochdeutschen genähert. Darüber ist denn, wie unter den Zechen, ein wahrer Rechtschreibungsbürgerkrieg entstanden, und die Genter, an ihrer Spitze Willems, haben der Brudershand den Fehdehandschuh hingeworfen. Wie wenig sich aber das Blatt irre machen läßt, zeigt eine „vierde Aflevering,“ die mit einem deutsch geschriebenen Aufsatz über Hebel's Allemannische Gedichte vom Prof. Lebermuth beginnt; man wird darin eine interessante Parallele zwischen dem Verhältniß der oberdeutschen und dem der niederdeutschen Mundarten zur hochdeutschen Schriftsprache finden. Von jenen heißt es, daß sie noch immer im lebendigsten Zusammenhang mit der Schrift- und Nationalsprache stünden, die sich daraus gebildet habe und fortbildet, wie ein mächtiger Strom aus dem Zuflusse frischer Alpenquellen. Der oberdeutsche Dialect verhält sich zum Hochdeutschen, wie der moderne Dörfler zum modernen Städter: der plattdeutsche dagegen, wie ein ehrenfester Reichsbürger aus dem 16. Jahrhundert zu dem gebildeten Staatsbürger des 19. Säculums. Das Vlämische wird darauf als ein plattdeutscher Dialect hingestellt; die Vlāmen könnten das Hochdeutsche leicht verstehen lernen, gerade wie Friesen und Holsteiner, so daß sie sich Bildung und Genuß aus der deutschen Literatur holen könnten, statt aus der französischen. Der Vlāme geht am Hause seines Bruders vorbei, ohne es zu wissen; das Thor ist ihm weit aufgethan und er würde mit offenen Armen empfangen werden, aber er wird es nicht und geht vorbei, um an die fremde verschlossene Thür zu pochen.

Merken Sie, was zwischen diesen unscheinbaren Zeilen geschrieben steht? Nicht mehr und nicht weniger als ein Todesurtheil gegen die vlāmische Literatur. Es bleibt nur die Wahl gestellt zwischen Deutsch und Französisch. Das Vlāmische ist eben nur ein platter Dialect, wie seine Geschwister in Holstein, Mecklenburg, Braunschweig zc., ein veraltetes, stehen gebliebenes Idiom, dessen natürliche Bestimmung es war, nicht selbst zur Schriftsprache sich zu erheben, sondern die Verbreitung des Hochdeutschen zu erleichtern. Und in der That, es ist sehr daran zu zweifeln, daß die dürftige und schwerfällige vlāmische Sprache und Literatur für sich allein den Kampf gegen französischen Geist und französische Cultur aushalten wird; wie sich die ältern Flāmander schmeicheln. Vlāmia will nicht deutsch, nicht holländisch, nicht französisch werden, sie will alt und stockvlāmisch bleiben, und es kann ihr daher, fürcht' ich, passieren, daß sie als alte Jungfer verkümmert, wie die Antwerpener Krämers-tochter in Conscience's Novelle.

Eben so wie sich die gute Vlāmia entschließen mußte, mehr Deutsch zu lernen, um siegreich gegen das Franzosenthum zu bestehen, so mußte auch Deutschland ein bißchen von Belgien lernen; es mußte sich bequemen, gewisse moderne „Vorurtheile“ für politische

Freiheit mehr zu schonen, wenn es sich hier populär machen und die germanischen Sympathieen der guten Flämia gehörig benützen wollte. Die deutschen Zeitungen reden freilich viel von ihrem Elsaß, von ihrer Schweiz und ihrem vlämisch Belgien. Aber es fragt sich noch, ob das officielle Deutschland Elsaß, Schweiz und vlämisch Belgien geschenkt nähme, wenn eine Compagnie nationaler Publicisten all diese schönen Gegenden mit tapferem Phrasenfäbel im Nu eroberte. Ich meine, man würde sich besinnen, eine solche Masse rüudiger Schafe in den frommen Schaffstall aufzunehmen. Die deutschen Ausländer sind keine artigen Schulknaben, sondern trotzig Buben, die dem Schulmeister schier entwachsen sind. Und dann: Deutschland hat jetzt keine Zeit, sich mit dergleichen Chimären abzugeben: es hat Wichtigeres zu thun. Untersuchungen über entfernte Anspielungsversuche und weltuntergrabende Doaste, Nazias gegen rebellische Zeitungsschreiber und Bücher, religionskriegerische Schattenspiele und dogmatisch-polizeiliche Discussionen, das sind ganz andere Großthaten, die dem deutschen Tiefstimm noch in tausend Jahren zum Ruhme gereichen werden, wenn sie auch nicht geeignet sind, die Deutschen im Auslande zu erobern.

## II.

### A u s W i e n .

#### 1.

Saison und Virtuosenenthum. — Umschwung des gesellschaftlichen Geistes. — Theaternovität. — Knolls Tod und Nachlaß. — Ein Schauspieler in den Wolken. — Gelehrtenfachen. — Wechselseitige Honneurs zwischen Oesterreich und Griechenland.

Die Saison hat bereits begonnen und die Schaar concertlustiger Virtuosen rüstet sich nunmehr, um die Welt mit den Wundern ihrer Kunst zu erfreuen. Unglücklicher Weise ist aber der Werth dieser Virtuosenkunst bei uns dergestalt im Preise gesunken, daß sich kaum noch die gewünschte Theilnahme einstellen wird, ja daß wohl kaum noch ein geduldiges Freikartenpublikum zu erwarten ist, welches den eiteln Pianohelben pflichtschuldigst hervorrufe und seinen Ruhm in Wort und Schrift ausposaune. Auch auf diesem Felde glaubt man an keine Wunder mehr und sieht nun recht gut ein, daß das Ganze keine — Hererei, sondern bloße Geschwindigkeit ist. Selbst Thalberg, der mit seiner hübschen Frau zu der Wiege seines Rufes zurückgekehrt ist, hat diese Wendung der musikalischen Stimmung im Publikum nachgerade empfinden müssen. Ja, um die Niederlage des Virtuosenenthums recht glänzend und die Umkehr des öffentlichen Geschmacks zum Natürlichen und Ursprünglichen augenfällig zu machen, mußte es geschehen, daß ein von Neger komponirtes, ganz einfaches Lied, welches Staudigl sang, alle Zuhörer entflammte, indeß die Zauberkünste der Fingerfer-

tigkeit kalt ließen. Es läßt sich überhaupt keinen Augenblick verkennen, daß hier eine sociale Umwälzung Statt gefunden hat, ohne daß äußere Begebenheiten dazu wesentlich beigetragen hätten. Wien ist durchaus nicht mehr das ewig heitere Eldorado der Volkstust, wie ehemals, und der Geist des hiesigen Lebens ist ein entschieden ernsterer geworden. Die Richtungen der Zeit, die Fragen des Tages haben die Kreise der Gesellschaft nie so unmittelbar beschäftigt, als eben jetzt, und mag nun dieser Wandel eine Folge der immer schwieriger werdenden Erwerbshältnisse sein, oder eine Rückwirkung der im benachbarten deutschen Bruderlande herrschenden geistigen Schwingungen, gleichviel, er hat sich einmal festgestellt und zur vollendeten Thatsache herausgebildet, gegen welche keine Diplomatie mehr etwas auszurichten vermag. Am schlimmsten fahren bei dem Wechsel allerdings die Damen, denen sich nach und nach die Männer von Geist, Talent und Ehrgeiz entziehen und welche nun einzig auf die Mittelmäßigkeit und das Gekenthum angewiesen zu sein fürchten: Während die Gesellschaftskreise vereinsamen, nimmt das Clubbwesen der Männer überhand, und je geringer in der Regel das Interesse ist, welches unsere Frauenwelt an politischen Bildungen und den Bewegungen des öffentlichen Lebens nimmt, desto feuriger erwacht die Sehnsucht der Männer nach einer Conversation, die mehr Höhe und Tiefe besißt, als sie leider in unseren Salons im Allgemeinen gefunden wird. Selbst unsere so vielfach gehemmte und geknebelte Journalistik zeigt bereits diese jüngste Wendung des öffentlichen Geistes, und man braucht bloß z. B. die zwei jüngsten Blätter, die „Sonntagsblätter“ von Dr. Frankl und die „Gegenwart“ von Schumacher, zur Hand zu nehmen, um zu bemerken, wie grell die Haltung dieser beiden Zeitschriften gegen den in den älteren Journalen herrschenden Ton absticht. Bei aller Loyalität tritt doch schon eine gewisse Mündigkeit des Urtheils, eine Selbstständigkeit der Meinung hervor, die gegen das Klatschsystem und nichtige Notizenwesen der andern sehr vortheilhaft absticht, und am Meisten muß es uns gefallen, daß diese beiden Journale, statt dem Theater- und Musikwesen die Oberhand zu lassen, würdigere Dinge, wichtigere Interessen der Heimat in den Kreis der Erörterungen ziehen. Ist diese Erörterung auch keineswegs immer ganz erschöpfend und practisch zu nennen, wie es die Aufgabe der Publizistik sein soll, so muß man sie gleichwohl als einen wohlgemeinten Versuch aufmuntern und sie als den Anfang eines Selbstunterrichtes freudig begrüßen, der, fleißig fortgesetzt, doch endlich zur Meisterschaft führen wird.

Im Hofburgtheater ging eine Novität über die Bretter, ohne den mindesten Anklang zu finden. Es war das Drama „Ulrike“ von Kaltenbrunner, ein schwaches Product, das nur in der Nachahmung ein Heil sucht und sowohl der dramatischen Wirkung als des lyri-

sehen Schwunges baar ist. Man muß lächeln, wenn man die Kritiker in manchen hiesigen Blättern liest, worin, da man ehrlicher Weise von der Gegenwart nichts Nüchtlisches zu sagen weiß, man Alles von der Zukunft hofft. Als ob der Verfasser ein blonder, langaufgeschossener Junge wäre, der sich erst abstoßen müsse und Erfahrungen sammeln im Leben! Wie komisch liest sich solches Zeug, wenn man weiß, daß Herr Kaltenbrunner bereits zum zweiten Male beweibt ist und so ziemlich in dem Zenith seiner irdischen Laufbahn steht! Der Humorist hat aus Saphirs Feder die beste Beurtheilung des Stückes gebracht. Die nächste Neuigkeit dürfte das Lustspiel „Bezahlte Schuld“ von Frau von Weisenthurn sein. — Der Dichter Dr. Knoll, der in Folge der überstandenen Fodkur an der Auszehrung schwer darnieder lag, ist gestorben; die Befürchtung seiner Freunde ist leider schneller, als man erwartet hatte, in Erfüllung gegangen. Er war der Sohn des Professors Knoll, welcher viele Jahre hindurch an der hiesigen Universität geschichtliche Vorträge hielt und sich einer Beliebtheit erfreute, welche von dem gegenwärtigen Inhaber dieser Lehrkanzel keineswegs vergessen gemacht wird. Es sollen sich interessante Dichtungen im Nachlaß des Verstorbenen vorfinden, deren Herausgabe ohne Zweifel in Wälde zu erwarten steht.

Ein ehemaliger Comödiant, der sich auf keine andere Weise zu retten wußte, ist mit einem Male Luftschiffer geworden. Seit dem Jahre 1826 hatten die Bewohner unserer Stadt kein solches Schauspiel mehr erlebt, da diesen Productionen hier ein polizeiliches Verbot entgegensteht, das Herr Lehmann indeß glücklich zu paralytisiren wußte. Er hat bereits zwei Luftreisen angetreten und stieg ein Mal 5000, das andere Mal 9000 Fuß in die Höhe und kam jedesmal in der Umgebung zur Erde. Die Schaulust des Publicums war so groß, daß der Ertrag dieser beiden Luftfahrten die Summe von 13,000 fl. erreicht haben soll. Andere Resultate sind von demselben nicht zu erwarten, denn Herr Lehmann ist ohne alle höhere wissenschaftliche Bildung.

Die durch den Tod des ausgezeichneten Universitätslehrers Dr. Verres erledigte Professorstelle der Anatomie an unserer Hochschule ist dem von Prag hieher berufenen Dr. Hirtl verliehen worden, der auch schon am 6. d. M. von dem Decan der medizinischen Fakultät, Hofrath von Naimann, daselbst eingeführt wurde. Der beim Gelehrtenkongreß zu Neapel anwesende Dr. Schrötter, welcher nach Meissners Abgang die Chemie am k. k. polytechnischen Institute docirt, ist aus Italien zurückgekehrt; mehre seiner in lateinischer Sprache gehaltenen Vorträge fanden in der Versammlung zu Neapel vollste Beachtung. Blos Dr. Mittermaier bediente sich von den anwesenden deutschen Gelehrten des Landesidioms, wie denn überhaupt der gelehrte Professor von Heidelberg allzustark und viel zu fleißig der Nationalitätlichkeit

der Italiener schmeichelt, um nur auf der Halbinsel einen populären Ruf zu erlangen, was ihm trotzdem nicht recht gelingen will, weil die ängstlichen Verschleierungen der traurigen Wahrheit in den öffentlichen Zuständen Italiens nicht den Beifall der aufgeklärten Partei finden können, welche nicht besser scheinen mag, als sie ist, und eben Alles nur von der unumwundenen Darlegung der Volkswunden erwartet. Einstimmig ist das dem Verfahren des Königs von Neapel in Betreff des Congresses gespendete Lob.

Dem verstorbenen Hofrath und Custos der Hofbibliothek Kopitar hat ein Kreis vertrauter Freunde auf dem Kirchhofe zu St. Mary ein Denkmal setzen lassen, das zwar nichts weniger als prächtig ist, da es nur 350 fl. kostete, aber seinen Zweck als ein von der Hand der Freundschaft gestifteter Grabstein vollkommen erfüllt. Die beiden Bischöfe von Laibach und Triest, Fürst Milosch und der Chef der k. k. Hofbibliothek, Graf Dietrichstein, haben sich bei der Unterzeichnung betheiliget. Der Hofbaurath Sprenger besorgte die Anfertigung des Steines nach einem von ihm selbst nach antiken Mustern gezeichneten Entwurf. — Bei dieser Gelegenheit will ich auch eines kaiserlichen Geschenkes an die aufkeimende Bibliothek zu Athen erwähnen; Se. Majestät hat nämlich befohlen, daß alle Dubletten der k. k. Hofbibliotheken durch die österr. Gesandtschaft am griechischen Hofe an die besagte Bücherei abgeliefert werden sollen. — Von Seite des Königs von Griechenland ist einem unserer ausgezeichnetsten Musiker, dem k. k. Vicehofkapellmeister Eduard Preyer, nebst Uebersendung einer großen goldenen Medaille auch der Orden des heiligen Erzlösers verliehen worden. Preyer hat nemlich mit Benutzung altgriechischer Kirchenmelodien neue liturgische Gesänge für den Gottesdienst der griechischen Kirche geschrieben und nachdem einige derselben auf Veranstaltung des k. k. österr. Gesandten am Hofe zu Athen, Ritter von Prokesch, in der dortigen Hofkirche zur Aufführung gebracht worden, erfolgte die erwähnte Auszeichnung, welche bei dem Umstande, daß außer Donizetti und Nikolai kein hiesiger Tondichter eine Decoration besitzt, ein gewaltiges Aufsehen und gelben Neid in der Kunstwelt erweckt.

## 2.

Steigende Noth und Abhülfmittel. — Etwas von der Börse. — Der Bankdiebstahl. — Hofrath von Kraus. — Brieffaxe. — Handelsstellung zum Orient. — Statistische Veröffentlichungen. — Raubende Lusaren. — Die Herzogin von Lothringen-Guise.

Die steigenden Preise der Lebensmittel wirken bereits auf den allgemeinen Zustand zurück und es kann leicht noch schlimmer werden, wenn die Kälte des Winters eintritt und die Erwerbsquellen stocken. Schon hat sich das Gewicht eines Laib Brodes um fünf Loth ver-

ringert und der Laib Commißbrod der Soldaten, welches vordem um einen Groschen W. W. hintangegeben ward, wird jetzt von den Arbeitern mit 20 Kreuzer W. W. bezahlt und die Kasernhöfe wimmeln an den Tagen, wo das Militär sein Brod erhält, von Weibern und Kindern, welche insgesammt froh sind, um diesen Preis das Commißbrod zu bekommen. Unter diesen Umständen hört man, daß der Bäckerinnung in Berücksichtigung der schlimmen Zeitverhältnisse ein Geldvorschuß von 100,000 Gulden C. M. zu Theil werden solle, da sie auf das Beispiel der Fleischerzunft hinwies, die einer ähnlichen Begünstigung seit Langem würdig befunden worden ist. Hätte man demnach auf den Versuch, auf Herabdrückung der Preise mittelst Aufhebung des den Metzgern und Bäckern ertheilten Monopols hinzuwirken, verzichtet? Die zweckmäßigste Art augenblicklich das Mehl wohlfeiler zu machen, möchte die zeitweilige Aufhebung der auf diesem Artikel lastenden Accise sein und die Außerkräftsetzung des zwischen den deutschen Erbländern und dem Königreiche Ungarn bestehenden Einfuhrzolles; doch mag man mit Recht Bedenken tragen, ein Beispiel dieser Möglichkeit zu geben und die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese wunde Seite hinzulenken. — Daß die Besorgnisse für den hereinbrechenden Winter keine übertriebenen sind, beweist wohl die Vorsorge der Regierung, welche auch zugleich an die Organisirung der Widerstandsmittel denkt, wodurch ein Aufbrausen der Volksnoth im dringendsten Falle durch bewaffnete Macht unschädlich gemacht werden soll. Die Artilleriemannschaften haben zu diesem Zweck je 100 Mann 75 Feuergewehre erhalten, um mit denselben die Wachen beziehen und den Patrouillendienst versehen zu helfen.

Bedeutendes Aufsehen macht ein Schreiben, welches der Hofkammerpräsident Baron Kübeck an die Börse gerichtet hat, welcher für die Zukunft mit strenger Untersuchung und scharfer Ahndung gegen die gewissenlosen und geldsüchtigen Verbreiter unwahrer Nachrichten gedroht wird. Kaum war nemlich der Geldklemme, die gegenwärtig in ganz Europa herrscht, auf Anrathen des Hofkammerpräsidenten durch einen Vorschuß von ein paar Millionen begegnet worden, so verfiel die auf Baiße speculirende Clique auch schon auf ein anderes Mittel, um neuerdings einen Sturm heraufzuführen, der es ihr möglich gemacht hätte, im Trüben zu fischen, indem sie die Kunde vom Tode des Königs der Franzosen aussprengte. Auf dieses Manöver erfolgte das erwähnte Amtsschreiben des Finanzministers, das die beabsichtigte Wirkung that und von welchem man nur hoffen möchte, daß es auch in Zukunft beitrage, das ehrlose Gesindel, welches unsere Börse belästigt, zu zügeln. Die Schwindelgeschäfte unserer Börse sind so ekeleregend und der moralische Zustand der hiesigen Speculanten so versunken, daß man manchmal an dem Gedanken Gefallen finden könnte, den Zutritt zur Börse, wie vor dem Einrücken der Franzosen im

Jahre 1809, blos den eigentlichen Kaufleuten zu gestatten und alle übrigen Klassen der Bevölkerung von dem Besuch dieses Glückshafens auszuschließen, obwohl eine solche Einrichtung nach Privilegienwesen schmeckt und deshalb nicht im Sinne unseres Jahrhunderts ist. Würde dadurch dem Uebel auch keineswegs bei der Wurzel begegnet, so wären doch die Folgen der Börsenstürme auf ein kleineres Häuflein von Existenzen beschränkt und der große Schwarm der Schwindler müßte sich einem redlichen Broderwerbe anschließen. — Ein Bruder desselben Polizeikommissärs, welcher den Banknotenfälscher Ritter von B. entdeckte und dafür von Seite der Nationalbank eine Gratifikation von 1000 Gulden erhalten hatte, hat die Bank bespöthet. Er war bei derselben in der Eigenschaft als Cassirer angestellt und gerieth durch Aufwand und Speculationen dergestalt in Schulden, daß er endlich mit Hinterlassung eines beträchtlichen Kassendefects die Flucht ergriff. Man glaubte ihn bereits in Hamburg oder in der Türkei, als plötzlich die Nachricht eintraf, seine Leiche sei in der Nähe des Schlosses Sebenstein, nicht weit von Gloggnitz, nebst einer abgeschlossenen Pistole gefunden worden. Herr von F. hinterläßt eine Frau mit mehreren Kindern.

Der auch als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaften bekannt gewordene Hofrath Ebler von Kraus der k. k. allg. Hofkammer hat als Belohnung für die Verdienste, die er sich als Präsident des Comitees um die letzte große österr. Industrieausstellung erworben, das Ritterkreuz des Leopoldordens erhalten, womit auch die Erhebung in den Ritterstand verbunden ist. Hofrath Kraus ist zugleich der Urheber des ermäßigten Zolltarifs, welcher nach den Absichten unseres erleuchteten Finanzpräsidenten ins Leben treten sollte, der aber nur in kleinen Probstücken zum Vorschein kam, weil die Gegenstellungen der Fabrikanten die vollständige Durchführung des modificirten Tarifs hintertrieben. — Wie ich höre, steht indeß für den Beginn des Jahres 1846 eine abermalige Ermäßigung der Brieftaxe zu erwarten, indem fortan für die Entfernung von 20 Meilen bei dem einfachen Brief blos 3 Kreuzer bezahlt werden sollen und bei einer Entfernung über 20 Meilen statt 12 nur 8 Kreuzer. Nach der Publication des auf solche Ziffern basirten Posttarifs reißt sich Oesterreich unmitttelbar an England, und kein Land der Erde verschickt die Briefe dann wohlfeiler, als diese beiden Staaten.

Die Sendung des Hofcommissionsrathes von Czörnig, welcher dem statistischen Bureau des k. k. General-Rechnungsdirectoriums vorsteht, nach der Türkei dürfte schwerlich ohne Vortheil für unsern orientalischen Handel bleiben, der noch lange nicht das ist, was er sein könnte und sein muß, soll Oesterreich zur vollständigen Entfaltung seiner Hüfsquellen gelangen. Bis jetzt spielt die österr. Flagge keineswegs die ihr gebührende Rolle in den levantinischen Gewässern, denn theils ist dem österr. Handel die Pulsader der Donau unterbunden,

theils stehen ihm die günstigen Bedingnisse der mit Rußland und England abgeschlossenen Handelsverträge mit der Türkei im Wege. Es muß daher Aufgabe der österreichischen Staatskunst sein, die Pforte zu dem Abschluß eines auf gleichen Grundlagen ruhenden Schiffahrtsvertrages zu bewegen, und ist auch die Mission des k. k. Regierungsrathes Baron Geringer im verflossenen Jahre mißglückt, so besteht doch einige Hoffnung, daß wiederholte Versuche ein besseres Resultat erzielen werden. Wir mögen wenigstens nicht zweifeln, daß neben den anderweitigen Zwecken dieser Reise, Herrn Czörnig auch eine handelspolitische Mission zu Theil geworden sei, da es sich nicht läugnen läßt, daß den commerziellen Beziehungen zum türkischen Reiche in der letzten Zeit von Seite der hiesigen Regierung sehr lebhaftes Aufmerksamkeits geschenkt wird.

Dem Chef des statistischen Bureaus ist es endlich gelungen, die höhere Bewilligung zu einer regelmäßigen Veröffentlichung der aus den amtlichen Quellen gezogenen statistischen Tabellen zu erhalten und diese fruchtbaren und fleißig gearbeiteten Quellschriften können fortan von Jedermann durch den Buchhandel bezogen werden, so daß jetzt die früher gerechte Klage über die Quellennoth der Schriftsteller bei der Behandlung des Kaiserstaates in dieser Hinsicht verstummen muß.

Ob schon in der letzten Woche die Hinrichtung zweier des Raubmords geständiger Husaren erfolgte, so haben doch bereits abermals zwei andere, in der Umgebung Wiens streifende Husaren bei dem Dorfe Schwechat einen nach Hause fahrenden Müller angefallen, der sich jedoch ernsthaft zur Wehr setzte und mit einigen Säbelhieben davontam. Das hier garnisonirende Husarenregiment mag in militärischer Hinsicht, wie man versichert, eine ganz ausgezeichnete Truppe sein, doch in Bezug auf sein Verhalten gegen die Bürger hört man allgemein Klagen, und es würden diese Klagen ohne Zweifel bereits die Ablösung des besagten Husarenregiments durch ein anderes Cavallerieregiment erzwengt haben, wollte man nicht die Ankunft des Kaisers Nikolaus auf der Rückreise aus Italien abwarten, der der Inhaber des Husarenregiments ist und welchem man darum dasselbe gern vorführen möchte. — Die letzte Herzogin von Lothringen-Guise, einem Nebenzweig des in Oesterreich regierenden Hauses Lothringen, eine geborne Gräfin von Crenneville, ist unlängst gestorben. Sie war vormit dem Grafen Colloredo-Wallsee vermählt. Ihr zweiter Gatte, in der Revolutionsgeschichte als Prinz von Lambesc bekannt, ist ihr ebenfalls schon lange vorausgegangen. Die Frau Herzogin wird als eine sehr geistreiche Dame geschildert, die einst am Hofe eine wichtige und einflussreiche Rolle spielte, abgesehen von ihrem Range, der sie unmittelbar nach den österreichischen Erzherzoginnen stellte. Sie übte eine große Verehrung für Napoleon und ihrer Unterhandlungskunst soll es vorzugsweise gelungen sein, die Ver-

schwägerung des Kaisers der Franzosen mit dem österreichischen Kaiserhause zu bewerkstelligen, gegen welche Kaiser Franz bekanntlich eine tiefe Abneigung hegte. Die Heirath des französischen Helden mit der schönen Erzherzogin von Oesterreich kann als ihr Werk betrachtet werden, da sie es unternahm, die Hindernisse wegzuräumen, welche dem Wunsche des französischen Monarchen am Wiener Hofe noch entgegenstanden. Die geistreiche Herzogin war eine Art weiblicher Kaunis und wie dieser von der Vortheilhaftigkeit einer Allianz mit Frankreich auf das Innigste durchdrungen. Doch hatte ihr Werk nicht mehr Glück, als die Schöpfung ihres staatsklugen Geistesbruders, denn während dieser auf dem Schaffot verblutete, zerfiel jenes in einer politischen Scheidung von Tisch und Bett.

### III.

#### Aus Dresden.

Wagner's Tannhäuser und seine Gegner. — Exposition der Dichtung.

Stoff zu sehr verschiedenartigen Meinungen und Ansichten hat kürzlich Richard Wagner's neueste Oper: „Der Tannhäuser“ gegeben, und theils dadurch, theils durch die brillante Ausstattung, von welcher vorher so viel gesprochen wurde, bedeutendes Aufsehen erregt. Wie es aber gar oft geht, wenn man seine Erwartungen nicht gerade auf die erwartete Weise befriedigt findet, und sich nun erst selbst in das, was man sieht und hört, hineinsehen und hören muß, so ging es auch hier; ein Theil der Zuschauer verließ, sich getäuscht glaubend, das Theater, und einige Längen, die bei späteren Aufführungen gestrichen wurden, überredeten sie leicht zu der Behauptung, das Ganze sei langweilig. Eine zweite Aufführung gab in einzelnen Stellen, zu Anfang der Oper, Kunde von der keineswegs freundlichen Stimmung des Publicums, und Viele prophezeigten ihr nur geringes Gedeihen, was durch eine neuntägige Aussetzung derselben, da Herr Tichatschek unwohl geworden war, nichts weniger als geändert worden, und Wagner's Gegnern Gelegenheit gegeben hatte, Triumphlieder und Posaunenstöße in die Welt hinaus zu senden. Da machte eine dritte Aufführung die Zuschauer stutzen, die jetzt bei ruhigerem Blute die Sache von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten ansingen, und die vierte Vorstellung der Oper am 2. November konnte den Componisten vollkommen über das glückliche und kräftige Gedeihen seines Werkes beruhigen. Das Haus war gedrängt voll, jede Nummer wurde fast rauschend applaudirt und bei jedem Akt-schluß das Personal wie der Componist hervorgerufen.

Um jedoch einen Ueberblick über das ganze Werk zu bekommen, so möchte es für die auswärtigen Leser nicht uninteressant sein, eine

kurze Skizze von dem zu erhalten, was die Dichtung der Oper, vom Componisten ebenfalls entworfen, betrifft.

Tannhäuser und Heinrich von Ofterdingen sind hier von Wagner, nach alter deutscher Volksfage, zu einer Person verwebt, und mit dem geisterhaften Spuk des Hirsfelberges, in welchem die Göttin Holda (oder wie sie in jener Zeit genannt wurde: Frau Venus) ihr Wesen treibt, beginnt der erste Act.

Tannhäuser, von den Banden Holda's umstrickt, ruht beim Aufrollen des Vorhanges zu ihren Füßen, und in bald wollüstig weichen, bald bacchantisch wilden Chören umschwärmen Nymphen und Najaden die Liebenden. Da reißt sich Tannhäuser, durch einen Traum an die schöne, so lang entbehrte Welt erinnert, aus dem erschlaffenden Sinnenrausch empor; vergebens sucht ihn die Göttin mit süßen Schmeichelworten zurückzuhalten, er greift in die Saiten der Harfe, und bei dem Ruf: „Mein Heil ruht in Maria“ verschwindet mit einem Zauberfluge der tolle Spuk, und betäubt, erschüttert steht er in sonnenheller Landschaft auf der heißersehnten Erde. Aber noch kann er diesen plötzlichen Uebergang nicht fassen; das fröhliche Mailied eines Hirten, der fromme Gesang gen Rom wallfahrender Pilger weckt ihn endlich aus seinen Träumen, und brünstig betend sinkt er auf die Knie nieder.

Jetzt schallen, näher und näher kommend, muntere Hörenerklänge aus den Bergen und mit fröhlichem Jägertrief, so wie mit den fremden Gästen, die zu dem Wettgesang in der Wartburg eingetroffen, naht sich der Landgraf. Tannhäuser, oder vielmehr Heinrich von Ofterdingen, wird von ihnen erkannt und freudig begrüßt. Will er sich aber auch noch scheu und befangen den Freunden entziehen, so lösen gar bald Wolfram von Eschenbachs Andeutungen auf den Sieg, den er sich durch seine Lieder im Herzen der Nichte des Landgrafen, Elisabeth, errungen, jeden bangen Zweifel seiner Brust, und unter dem jubelnden Chor der Jäger eilt er in ihrer Mitte zur nicht fernen Burg.

Der zweite Act spielt in der Sängerkirche der Wartburg, und Tannhäuser wird hier von der schüchternen, liebenden Jungfrau, die den lang Entfernten betrauert hat, freudig empfangen. Hierauf nahen in prachtvollem Festschmuck die Fürsten und Edlen des Reiches, dem Sängerkriege beizuwohnen und reihen sich auf die für sie bereiteten Sitze; Wolfram von Eschenbach beginnt nach der vom Landgrafen gestellten Aufgabe in seinem Gesange der „Liebe Wesen zu ergründen.“ Tannhäuser, in dessen Brust das Lied kaum besänftigte Erinnerungen weckt, greift jetzt mit kräftiger Hand in die Saiten und singt in noch glühendern und schwelgerisch sinnlichen Farben der Liebe Preis. Walther von der Vogelweide erhebt sich jetzt und weist den kühnen Sänger mit seinem Lied in die Schranken der Zucht und Sitte zurück; doch nur erregter wird Tannhäusers Lied durch das des

rauen Biterolf zum trotzigen Uebermuth getrieben. Wolfram sucht zwar den sich erhebenden Sturm zu beschwichtigen; jetzt aber hat auch Tannhäuser, alles Andere um sich her vergeffend, ganz von wilder, tobender Leidenschaft hingerissen, den letzten Zwang abgeschüttelt, der ihn bis dahin noch befangen hielt; glühende Bilder der genossenen Freuden schwirren und mahnen in dämonischen Tönen, die nun sein Ohr umgaukeln, und laut und trotzig aufjubelnd, donnert er den entsetzt Zurückweichenden den Preis des verrufenen, wollüstigen Hörselberges entgegen. Verwirrung folgt diesem kaum gesprochenen Wort, die Frauen entfliehen, die Männer wollen sich mit den gezogenen Schwertern auf den Frevler stürzen, Elisabeth aber schützt ihn und bittet um sein Leben. Nun erst erwacht Tannhäuser aus seinem unheimlichen Rausch und erkennt sein Verbrechen an der edlen, reinen Jungfrau. Der Chor wallfahrender Pilger schallt von außen herauf, während der Landgraf ihm die Buße auflegt, nach Rom zu ziehen und dort Vergebung seiner Sünden zu erflehen.

Beim Beginn des dritten Actes harret Elisabeth trauernd den rückkehrenden Pilgern entgegen und forscht vergeblich unter diesen nach dem entsündigten, einst so geliebten Manne. Wehmüthig wendet sie sich der Heimath wieder zu und weist selbst Wolframs Begleitung, der sich ihr freundlich naht, zurück. Jetzt aber wankt im abgerissenen Pilgerkleid, mit bleichen Wangen Tannhäuser herbei; der Freund selbst erkennt ihn im ersten Augenblick nicht; doch nicht entsündigt kehrt er von heiliger Stätte wieder, mit lüsteruem Verlangen sehnt er sich nach dem verlassenen Lustort zurück in die Arme der süßen Göttin. Er erzählt Wolfram von seiner Pilgerfahrt; wie er das Schwerste ertragen, und sich flehend, seine Sünden bekennd, zu den Füßen des Papstes niedergeworfen, dieser ihn aber kalt und vernichtend zurückgewiesen, und den Fluch über ihn mit den Worten ausgesprochen habe, daß er so wenig Vergebung hoffen könne, wie der Stab, den er in seiner Hand halte, je wieder grünen werde. Der erbarmungslose Spruch des Priesters zerriß aber das letzte Band, das ihn noch in reuévoller Demuth an die Kirche gefesselt hatte; „der Verheißung trügerischer Klang“ ekelte ihn an, zurück will er nun, zurück an die Brust der liebeathmenden Göttin, und dahin sucht er auch den Freund mit sich zu ziehen, woher ihm jetzt in wildem Reigen jubelnd und lockend die bekannten Klänge entgegen tönen. Der Hörselberg erglüh in unheimlichen Lichtern, selbst Wolfram schwankt, von den verführerischen Tönen ergriffen. Da ermannt er sich, der Name Elisabeths übt auf den Freund die alte Gewalt, Morgendämmerung steigt empor, von der Wartburg verkünden Todtensänge das Hinscheiden der frommen Dulderin und Tannhäuser sinkt entsezt in die Arme des Freundes, während ein zweiter Zug wiederkehrender Pilger das Wunder kund thut, wie der

dürre Stab gegrünt und Gott selbst den Bann des Pabstes vernichtet habe.

Bin ich bei der Erzählung des Sujets, das mit der Composition innig verwebt, ein schönes Ganze bildet, zu weitläufig geworden, so mögen mich Ihre Leser entschuldigen, es war kaum möglich, es kürzer zu fassen und in so fern schon nöthig, einige Worte darüber zu sagen, als böswillige Neider dem Werke auch darin zu schaden suchten, daß sie behaupteten, es habe, wie die Hugenotten eine protestantische, so eine katholische Tendenz. Die Abendzeitung hat sich besonders bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet. Könnte dieser Oper überhaupt eine religiöse Tendenz untergelegt werden, so müßte es unfehlbar eine deutsch-katholische sein, denn Tannhäuser sagt sich ja zuletzt vom Pabste los und der Schlußvers der Pilger „Hoch über alle Welt ist Gott“ scheint keineswegs eine Einladung zu dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Stellvertreters. Dann möchte man aber eben so leicht der Entführung aus dem Serail eine türkische, und der Westalin eine heidnische Tendenz beilegen. Daß übrigens die Anfeindung solche Waffen sucht, spricht sehr zu Gunsten der Sache selbst.

Sich noch über die Musik ausführlich zu verbreiten, würde mir hier der Raum nicht gestatten, es ist auch stets leichter, eine Composition in ihren einzelnen Theilen herunter zu machen, als dem Leser den Beweis ihrer Trefflichkeit zu geben: das muß gehört und empfunden sein. Nur diese kurze Bemerkung sei mir noch erlaubt, daß der Tannhäuser ein aus einem Guß bestehendes Ganze ist, in welchem sich Arien, Duetten u. zu wenig scharf abzeichnen, um die Masse von darin verschmolzenen Melodien sogleich scheiden und erfassen zu können. Wagners Dichtung spricht übrigens nicht, wie Manche behaupten wollten, nur zum Verstande, sondern auch zum Herzen, und wird sich überall, so trefflich dargestellt wie hier, einen glänzenden Erfolg sichern.

#### IV.

##### Zu ebener Erde und im ersten Stock.

Welche Kluft doch zwischen den Anschauungen und der Denkweltweise der verschiedenen Stände in Deutschland existirt! Wenn das Leben im gewöhnlichen Gleise hingeht, merkt man es kaum; das lauende Mißtrauen versteckt sich hinter allgemeinen Phrasen und gegenseitigen Artigkeiten, die so viel wie Nichts sagen. Aber laßt nur das kleinste Ereigniß eintreten und treibt euch dann im Leben umher; beschränkt euch nicht auf eure gewöhnlichen Umgangskreise und schöpft aus andern Quellen, als aus den träben und getrübteten der Zeitungspreffe: ihr sollt Euch wundern, wie verschieden sich derselbe Vorfall, der unter unserm Aller Augen sich ereignet hat, in den Köpfen

der verschiedenen Stände malt. Die höheren Stände haben keine Ahnung davon, wie wenig sie das Volk kennen, und dieses hat eben so wenig eine Ahnung davon, wie wenig es die Höhern und deren Ansichten über sich kennt. Zum Beispiel die Leipziger Augustscenen. Längere Zeit nach jenen unseligen Tagen führte uns eine Reise kreuz und quer durch Deutschland, wir sind durch vieler Herren Länder und Städte gekommen, sprachen mit Männern aus allen Kreisen und wir sind erschrocken über die grellen Gegensätze, die sich in der Beurtheilung jenes 12. August zeigten. Während in den Mittelständen der herbste Tadel gegen die traurigen Militärmaßregeln und mehr als ironische Aeußerungen über die Form gewisser Adressen zu hören sind, findet man in den höchsten Ständen beinahe eine Ansicht verbreitet, derzufolge man das Militär nicht genug preisen könne, und die Bürgerschaft hätte eigentlich barfuß und mit dem Strick um den Hals um Gnade flehen sollen. Man bemüht sich, einen planlosen, zufälligen Straßentumult mit Gewalt zur Revolution und die armen Leipziger zu gefährlichen Jacobinern (!) zu machen. Mit einer Angst, die zu bemitleiden, und mit einem Unwillen, der zu belächeln ist, sieht man auf die friedliebende Meß- und Handelsstadt hin. Dieselben Herrn, die so geläufig von Maß, Besonnenheit, richtiger Mitte und unparteiischer Prüfung reden, wissen selbst niemals die schlichte Wahrheit zu erkennen, und wenden ihre guten Lehren nie auf sich selbst an. Wie sollte es auch anders kommen, bei der innern Scheidewand, die das geringste Mitglied der höhern Klasse zwischen sich und dem untern Stände aufbaut? In England ist die Presse ein unverfleierter Spiegel, in dessen Licht Groß und Klein, Hoch und Niedrig mit gleicher Rücksichtslosigkeit auf offenem Markte treten. In Frankreich und Belgien kennt man außerdem die deutsche Kastensucht und Rang-scheidung nicht. Der Pair de France, der Deputirte, der Minister, sie mischen sich unter die andern Classen, nicht in herablassendem Incognito, aus einer Anwandlung von Großmuth oder Laune, sondern um zu hören und zu lernen, wie andere Menschen; der Handwerker, der Krämer, der Gelehrte, der Offizier, sie sprechen täglich unverstellt und ohne Rücksicht mit Beamten und Diplomaten, sei es auf der Gasse, im Café, im Hôtel oder im Salon. Daraus bildet sich, wenigstens über die Hauptprincipien, eine klare Uebereinstimmung und eine wirkliche öffentliche Meinung. Bei uns gibt es tausend öffentliche und geheime Meinungen. Wenn bei uns der Bürger oder Gelehrte mit einem Höhern spricht, so ist ihm das ein Feiertag; seine Sprache muß dann auch den Sonntagsrock anziehen und ein Dischen Puder oder Asche auf ihr Haupt streuen. Die deutsche Geradheit ist so mythisch geworden, daß der gemeine Mann sogar den Diplomaten spielen muß; anders spricht er mit dem Bureaukraten als mit seines Gleichen, wieder anders mit dem Aristokraten oder Höfning. Der

deutsche Minister aber, der Staatsrath, der Regierungspräsident oder General, wie selten spricht er mit Leuten, die nicht seines Gleichen oder doch seines Standes sind! Der Arzt muß den gewöhnlichen Puls des Gesunden kennen, um den Kranken zu verstehen, sonst wird er oft für eine Entzündung halten, was kaum eine Erhitzung ist. Kennen unsere höhern Stände den täglichen Puls des Volkslebens? Der geringste Legationsrath oder Gesandtschaftsattaché, oder wer nur überhaupt einen Zipfel von der Schleppe der Aristokratie erfaßt zu haben glaubt, sperrt sich ja ängstlich ab und hütet sich vor jeder geistigen Berührung mit Einem aus dem Volk, vor jedem Hauch aus der allgemeinen freien Luft, wie vor einem Miasma. Er glaubt, hört und sieht Nichts, als was ihm aus der abgeschlossenen Atmosphäre seines „höhern“ Kreises zukommt, gegen alles Andere verstopft er sich die Ohren, hält er sich die Augen zu, und sichert sich so eine unglaubliche Unwissenheit. Spricht er ja einmal mit Einem, der nicht seines Gleichen ist, über politische Dinge, so erklärt er sich jeden Widerspruch, jeden Zweifel, jede abweichende Ansicht im Voraus als demagogische Gesinnung und stellt sich fortwährend auf den geheimpolizeilichen Fuß, so daß er jedes Wort und jede Wendung gefährlich deutet. Diesen Herrn, die so viel über die entstellenden Gerüchte und die böswillige Leichtgläubigkeit im Volk und in der Presse reden, ihnen selbst genügt ein behutsames Naserümpfen, ein Achselzucken eines Höhern, um öffentliche Zustände, von denen sie keinen Begriff haben, sich bald schwarz, bald rosenroth zu malen und darauf zu schwören, daß sie die wahre Farbe erkannt haben. Man hat Leute gekannt, die, den schreiendsten Beweisen von der schlesischen Noth zum Trotz, sich täglich mit der hartnäckigen Ueberzeugung zu Bett legten, die schlesischen Weber seien wohlhabende Leute, und die das Gegentheil sagten, seien Verschwörer. Aber die Presse? wird man einwenden. Ja, dies ist das Allerschönste. Man glaubt selbst der halb und ganz officiellen Presse nicht, wenn sie nur um ein Haar anders berichtet, als man berichtet haben will. Dieselben Zeitungen, über deren rücksichtsvolles Winden und Schmiegen in den Mittelständen geklagt wird, werden in den höhern Regionen zuweilen als Beispiele der Pressfreiheit angeführt. Die Zeitungen lügen! sagt man oben. Unten wird man erwidern: Das ist leider wahr, aber in anderm Sinne, als ihr meint: sie sagen nämlich nie die ganze Wahrheit. Wird man es für möglich halten, daß selbst die Augsburger Allgemeine Zeitung an gewissen Orten beschuldigt wurde, in der Leipziger Angelegenheit revolutionär berichtet zu haben? — O du liebe censurte Pressfreiheit! Man dürfte wohl fragen: Da euch die Censoren, wie es scheint, Nichts nützen, warum schafft ihr sie nicht ab? —

## V.

## N o t i z e n.

Ein Quatuor in G moll. — Abdolkader's 2000 Pferde. — Hannoversche Steckbriefe. — Französische Ehrlichkeit. — „Aus der Kanzlei in Oesterreich.“ — Kalisch's „Buch der Nartheit.“

— Jüngst, meldeten die Zeitungen, kamen in Genua, der Vaterstadt Fiesco's, zufällig vier hohe Häupter zusammen: Nicolaus, Kaiser von Rußland; der König von Sardinien, der den Schweizer Jesuitenfeinden so bereitwillig seine Gefängnisse öffnet; und die beiden abgebrannten Majestäten, Don Miguel und Don Carlos. Um die Gesellschaft ganz gemüthlich zu machen, fehlte nur noch Einer im Bunde: der Herzog von Modena.

— Die französischen Bulletins aus Algier können sich zwar nicht mit den kaukasischen Armeebereichten messen, die in St. Petersburg nach jedem Feldzug veröffentlicht werden, aber eine kleine Familienähnlichkeit existirt doch zwischen den Erfolgen Rußlands und Frankreichs. Die russischen Bulletins melden jeden Herbst, wie der Kaukasus nun nicht länger werde widerstehen können, wie Schamil Bey fast gefangen worden wäre und die „rebellischen“ Tscherkessen bis zum nächsten Frühling gewiß zu Kreuze kriechen müßten. Und im nächsten Frühling, da man das Lied nicht weiter kann, fängt man's wieder von vorne an. Eben so meldet die Pariser Tuba nach jeder Campagne, daß Jugurtha-Abdolkader einsam und verlassen in den afrikanischen Wüsten irre, ohne Vasallen, ohne Armee, ohne Obdach, mit „höchstens“ 2000 Pferden! Ein würdiger Gegenstand für die lugubre Balladenharfe Victor Hugo's. In der nächsten Campagne wird man auch diese 2000 Pferde und Abdolkader selber fangen, indem man ihm Salz auf den Schwanz seines Rosses streuen wird. Aber, seltsam, diese 2000 Pferde sind gar nicht umzubringen, es müssen Heckpferde sein, denn in jeder neuen Campagne kommt Abdolkader wieder mit „höchstens 2000 Pferden“ davon. Dies erinnert uns an eine Geschichte aus der seltsamen Poppzeit des siebenjährigen Krieges. Die Oesterreicher meldeten nämlich nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht, sie hätten Einen Todten, zwei Verwundete &c. Darauf meldete das erste offizielle Journal, welches damals in Preußen und überhaupt in Deutschland existirte, bei Gelegenheit eines Armeebereichts, die Anzahl der Todten und Verwundeten auf preussischer Seite mit dem Postscript: Die Oesterreicher haben wieder den bewußten Einen Mann verloren. — Das damalige Regierungsblatt in Berlin hatte keine so würdige Haltung wie die Preussische Staatszeitung, der es bei fünf Thaler Strafe verboten sein soll, einen Witz zu machen.

— Unlängst wurde ein lustreisender Engländer in der Nähe von

E. arretirt und mit zwei Gensdarmen nach Hannover transportirt. Die Polizei behandelte ihn auf dem ganzen Wege mit doppelter Unfreundlichkeit, weil sie ihn erstens für einen Dieb, und zweitens für einen Juden hielt. Man kann sich denken, wie groß die Bestürzung der Behörden war, als sich in Hannover herausstellte, daß der so schmäblich Mißhandelte nicht nur kein Dieb und kein Jude, sondern erstens ein reicher und zweitens ein courfähiger Gentleman war, der die Gewohnheit hatte, ohne Begleitung kleine Fußpartieen im Lande zu machen. Was war die Schuld des ärgerlichen Vorfalles? Die löbliche Polizei von Hannover hatte hinter einem Gauner einen Steckbrief erlassen, worin zur nähern Bezeichnung angegeben war, der Verdächtige trage „nach jüdischer Manier“ die Kappe auf dem Hinterkopfe. Bekanntlich aber ist dies nicht bloß eine jüdische, sondern eben so oft eine englische Manier. Wir wundern uns übrigens nicht, daß der Styl der hannöverschen Polizei noch solche Kappen auf dem Hinterkopfe trägt, da selbst manche Correspondenten deutscher Blätter in dieser Beziehung nicht besser beschlagen sind. So lasen wir in einer Zeitung, ebenfalls aus Hannover, daß ein „israelitischer Buchhalter bei einem hiesigen Banquier“ mit so und so viel Schulden durchgebrannt sei. Der Consequenz wegen hätte der Correspondent doch auch die Confession der andern Beteiligten in derselben Weise angeben sollen; etwa so: Ein israelitischer Buchhalter bei einem katholischen Banquier hat sich mit Hilfe eines lutherischen Wechselagenten einige tausend Thaler ausgeborgt, worauf er mit einem reformirten Postillon zum Thor hinausgefahren ist.

-- Die Franzosen haben schöne Begriffe von Ehrlichkeit! In allen Pariser Blättern liest man so eben folgende wichtige Nachricht: Ein Herr B. trat vor Kurzem in das Magazin eines Kaufmanns und vergaß daselbst seine Briefftasche, die mehre tausend Franken in Bankbillets enthielt. Der ehrliche Kaufmann ließ alsogleich Herrn B. auffuchen und stellte ihm seine Briefftasche zurück. Der Name des Mannes, der diese ehenvolle Handlung beging, ist Elliot, Rivolistraße Nr. 9. — Ehrenvolle Handlung! Welch ein nichtsagender Ausdruck! es müßte heißen: bewundernswerthe, außerordentliche, herrliche, unglaubliche! Wie? Dieser tugendhafte Kaufmann findet in seinem Laden eine Briefftasche, die man soeben bei ihm gelassen und er stiehlt sie nicht? O Tugend! O Uneigennützigkeit! O Mann aus einem andern Zeitalter! Erhabenes Beispiel der Beurtheilung deines Jahrhunderts! Gerade so wie ich, der ich unlängst auf einem abgelegenen Wege spät Abends einherging und einem Manne da begegnete, der vielleicht Geld in seiner Tasche hatte — er war ohne Waffen und ohne Argwohn, und ich ging hinter ihm; ich hätte ihm mit einem dicken Stocke einen Schlag auf die Hirnschale geben, ihn zu Boden strecken und ausplündern können. Und doch habe ich es nicht gethan.

Welch eine ehrenvolle Handlung! Hier ist mein Name und meine Adresse.

— „Aus der Kanzlei in Oesterreich“ heißt die neueste Brochüre über innere Zustände des Königreichs. Wir erhalten darin eine fortlaufende Schilderung der Vorbildung des Beamten, seines Eintrittes in den Staatsdienst und seiner bürgerlichen Stellung, so wie der fast naturnothwendigen Gestaltung seines geistigen Wesens. Von rein publicistischem Interesse ist die Schilderung des Instanzenzugs im politischen und Justizgeschäftsgang, der Criminaljustizpflege, der niederen Finanzverwaltung und des Steuerwesens. Obgleich die kleine Schrift alle diese Dinge einer strengen Critik unterwirft, so erscheint diese doch nicht eine so absolut verdamrende und vorzüglich eine weit mehr auf gründliche Kenntniß basirte, als bei der Mehrzahl neuerer Flugschriften über Oesterreich; die Darstellungsweise ist dabei klar und bündig; wenn schon durch einen mit erstaunlich viel Parenthesensätzen durchflochtenen Satzbau nicht gerade formenschön.

— Ludwig Kalisch, der bekannte Redacteur der Mainzer Carnevalszeitung hat soeben „das Buch der Nartheit“ (Mainz, Birtz) erscheinen lassen. Wie die zu Anfang dieses Jahres erschienenen „Schlagschatten“, besteht auch dieses Buch aus einer Sammlung längerer und kürzerer Aufsätze, satyrischen, humoristischen und selbst literarisch-polemischen Inhalts. Die in den Text eingestreuten Holzschnitte sind vortrefflich erfunden und meistens auch künstlerisch schön ausgeführt. Unter der Menge treffender und zeitgemäßer Einzelheiten, welche dargeboten werden, müssen vorzugsweise die Abschnitte, „Betrachtungen, Sprüche und Epigramme“, „der neue Plutarch“ und „Gespräche“ hervorgehoben werden. Das Buch hat 21 Bogen.

#### Druckfehler.

Ein Zusammentreffen mislicher Umstände nöthigte uns, den ersten Bogen von No. 43 nach einmaliger Correctur unter die Presse zu geben, wodurch eine ungebührliche Zahl von Druckfehlern stehen blieb. So ist in der Correspondenz aus Wien von der Heirath des Erbprinzen von Oöln (Lucca), von der Königin von Oesterreich u. die Rede; in der Correspondenz aus Brüssel wird der Maler Verboëkhoven in einen Narböhoven, der Maler Wierz in einen Warte u. verwandelt.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andra.